

Landwirtschaft der 1960er Jahre in Schotten – Eichelsachsen **Dämpfkolonne: Eingestampft und eingesäuert**

Anders als in der industrialisierten Landwirtschaft heute, bei der man sich auf einzelne Schwerpunkte spezialisiert hat, wurden früher in den kleinen landwirtschaftlichen Betrieben alle Sparten ausgeführt. Es gab im Vogelsberg, abgesehen von ein paar wenigen größeren Betrieben, meist nur kleine, aber umso arbeitsintensivere landwirtschaftliche Betriebe. Diese wurden mit Milchvieh, Schweinen, Schafen, Hühnern, Gänsen und sonstigem Kleinvieh, bewirtschaftet. Bei uns zu Hause, in Schotten-Eichelsachsen, war das genauso. Ich habe das in den 1960er Jahren auf dem Hof meiner Eltern erleben dürfen. Als heranwachsender Jugendlicher wurde ich täglich am Hof gebraucht. Ich musste neben der Schule und zugehöriger Hausaufgaben mit anpacken. Damals baute man bei uns fast alle gängigen Getreidearten, wie Gerste, Roggen, Weizen und Hafer an. Dazu wurden Kartoffeln gesteckt und Futterrüben gezogen. Das Getreide brauchte man zur Eigenversorgung mit Mehl fürs tägliche Brot und als Schrot fürs Vieh. Die Kartoffeln wurden als Hauptnahrungsmittel verzehrt. Der Rest war Schweinmast. Die Rüben wurden dem Milchvieh zu gefüttert. Damit hielten die Bauern neben der Fütterung mit Heu die Milchleistung der Kühe über den Winter aufrecht. Alle Felderträge mussten vorher geerntet, verarbeitet und rechtzeitig vor Einbruch des Winters in Scheune, Keller und Dachboden eingebracht werden. Da es noch keine Mähdrescher gab, wurde das Getreide im Sommer mit dem Mähbinder gemäht, danach getrocknet und in den Scheunen bis zum Dreschen eingelagert. Der Landwirtschaftliche Vollerwerbsbetrieb meiner Eltern war ein kleinbäuerlicher Mischbetrieb und wurde auf 12,5 ha Landfläche bewirtschaftet. Wir hatten neun Kühe und 20 Mastschweine. Von den dort anfallenden Arbeiten, bei denen ich als Jugendlicher mittun durfte, handelt meine Geschichte aus den 1960er Jahren.

Frühjahr

Die Winter konnten im Vogelsberg der 1960er Jahre lange andauern. Ich erinnere mich, dass einer der längsten Winter in 1962/63 war. Wir in Eichelsachsen hatten eher Glück. Meistens blieben wir von den Spätfrostlagen, die gar manchmal den Bauern die Wintersaat vernichtete, verschont. Doch damals in dem besonders strengen Winter lag sogar in Eichelsachsen noch Ende März dicker Schnee. Als Junge freute ich mich auf das nahende Frühjahr, verhiß der März doch manchmal schon Tage mit Höchsttemperaturen von ca. 20° Celsius. Doch mir Bauernsohn half das nicht. Nach den Schularbeiten, wie damals die Hausaufgaben der Schüler noch genannt wurden, musste ich die „Feegminn“ drehen. Feegminn, das ist die handbetriebene Putzmühle, mittels dieser die Bauern ihr Getreide vor der Aussaat reinigten. Tagelang florierte dieses mühsame Geschäft. Zuerst musste das Getreide auf dem Speicher eingesackt und nach unten getragen werden. Danach begann der Reinigungsprozess in der Feegminn. Nach dem Trennen der Spreu wurden die guten Körner ausgesondert und in Säcken für die nahende Aussaat gelagert. Die Aufgabe von uns Bauernjungen war es, die Feegminn zu leiern. Das war nicht einfach. Es musste immer für gleichmäßigen Wind gesorgt werden. Uns jungen Leuten ging das manchmal zu langsam. Gerne gaben wir etwas mehr „Gas“, drehten die Kurbel schneller, mit dem Resultat, dass viel gute Körner in der Spreu landeten. Auch die Steckkartoffeln mussten im zeitigen Vorfrühling vorbereitet werden. Dazu wurden die Kartoffeln körbewise aus dem Keller geholt. Danach saß man mit der Familie vor dem Scheunentor in den ersten Sonnenstrahlen und puhlte Keimlinge ab.

Peinlich wurde darauf geachtet, dass die Stecklinge genug „Augen“ hatten, um als Setzkartoffel durchzugehen. Gar oft gingen mit den ersten Sonnenstrahlen im März noch Schneeschauer einher, die diese Beschäftigung immer wieder unterbrachen. Für uns Buben war das eine gute Gelegenheit sich zum Aufwärmen in der warmen Stube zu verkriechen.

Doch danach ging es meistens sehr schnell. Nur ein oder zwei Tage Sonnenschein und frischer Wind genügten, um die Aussaat auszubringen. Das geschah Anfang der 1960er Jahre oft noch mit Pferden. Doch rasch setzte auch im Vogelsberg die Mechanisierung ein und die ersten Traktoren traten in Eichelsachsen ihren Siegeszug an. Nach und nach wurden die langwierigen Prozesse der Handarbeit ersetzt. Uns jungen Leuten machte es Spaß mit den neuen Maschinen und Geräten umzugehen. Waren die ersten Schlepper im Dorf anfangs noch mit 12, 15 oder 18 Pferdestärken ausgerüstet, hatte unser neuer Schlepper der Marke Fendt Farmer 2, den wir in 1961 anschafften, schon 25 Pferdestärken. Das entrüstete viele Bauern, die das schwächere Fabrikat der Konkurrenz fuhren, zu dem Ausruf: „Jeder Bauer der nix kennt, fährt Fendt!“ Schon sieben Jahre später reichten 25 PS nicht mehr aus und wir ersetzten den Schlepper durch eine leistungsstärkere Variante mit sage und schreibe 35 PS.

Sommer und Weidfahren

Noch nicht sehr lange ist es her, dass im Vogelsberg zur Weide gefahren wurde. Heute ist das „Weidfahren“, wie es genannt wurde, auch in Eichelsachsen vorbei. Aber in den 1960er Jahren, zu meiner Kinder- und Schulzeit, fuhr bei uns im Dorf jeder Bauer mit dem Vieh zur Weide. Gemeint ist damit das Hüten der Kühe auf Weiden und Wiesen, die keine Einzäunung hatten. Es gab damals schon eingezäunte Wiesen. Das war die so genannte „Koppel“, in welche die Kuhherde getrieben wurde. Dort musste niemand zum Hüten dabei bleiben. Die Koppel lag meistens nahe am Dorf. Die vom Dorf weiter entfernt liegenden Wiesen wurden zur Heuernte gemäht. Wenn das Sommerwetter mitspielte, konnten die Bauern den zweiten Schnitt, das Grummet einfahren. Normalerweise wurden diese Wiesen erst im Herbst nach der Grummeternte beweidet. In heißen Sommern war es aber oft so, dass die Bauern nach der Heuernte froh waren, eine schon abgemähte Wiese zu haben, worauf das Vieh dann getrieben werden konnte. Die Koppel war schnell kahl gefressen und die Glut der Sonneneinstrahlung ließ das Gras nicht rasch genug nachwachsen. Zudem war die Heumahd damals noch wesentlich später im Jahr, als das heute in der automatisierten Landwirtschaft der Fall ist. War der Sommer jedoch verregnet, konnte das Gras nicht rechtzeitig gemäht werden. So herum gesehen gab es auch keine Weide für die Kühe. Das Grummet wuchs in das alte abgestorbene Gras hinein. Das war für die Bauern, auch für meine Eltern, ein erheblicher Verlust. Uns Bauernbuben wurde es eher zu einer heimlichen Freude. Bedeutete dieser Umstand doch, dass im Sommer schon die weiter vom Dorf entfernt gelegenen Grummetwiesen gehütet werden mussten. Aus arbeitstechnischen Gründen wurden dort keine Zäune gestellt. Gleich nach dem Heimkommen aus der Schule musste die Kuhherde ausgetrieben werden. Immer mussten wir Buben das machen. Die Eltern hatten dazu keine Zeit. Bei ganz großer Tageshitze wurde das Vieh schon frühmorgens zum Hüten ausgetrieben. Erst zum Sonnenuntergang kam es zum Melken in den heimischen Stall zurück. Uns Buben war das kein Verdruss! Die Hausaufgaben wurden an solchen Weidfahrtagen oft nicht gemacht. Manchmal, aber das nur bei schönem Wetter, nahm man die "Schulsachen" mit auf die Weide. Oft wurden sie unerledigt wieder nach Hause gebracht. Ich hatte Schulkameraden,

deren Eltern keine Bauern waren. Diese begleiteten mich oft hinaus zur Weide. Wenn wir dann zusammen waren, hatten wir gar keine Zeit für die doofen Hausaufgaben. Viel wichtiger war es uns, dass ein ordentlicher Weidkeil in der Brotbüchse war und wir eine Flasche zu Trinken dabei hatten. Der Weidkeil war ein mit Wurst oder Käse belegtes Brot, das auf der Weide aufgegessen wurde. So versorgt, war es beim täglichen Kühe hüten immer angenehm. Hatte man das Glück, in einem weit abgelegenen Gemarkungsteil, vielleicht sogar in einer Waldecke zu hüten, brauchte man sich den ganzen Tag nicht um die Herde zu kümmern. So eine schöne Weide lag bei uns im Gemarkungsteil Reifertshain. Nur eine Seite der Wiese war hier zum Nachbarn offen. Wenn dieser sein Vieh nicht gerade dort hatte, achtete man als Weidbube nicht sonderlich darauf, ob eine Kuh die Grenze überschritt oder nicht. Es gab wichtigere Dinge zu tun. Der Reifertshainer Bach, der dort mitten durch die Wiese fließt, musste täglich neu aufgestaut werden. Da hatte man genug Arbeit. Die volle Konzentration war aufzubringen, um dieses Werk zu verrichten. Die Zeit flog dann nur so dahin. Sollten die Kühe spätestens zu Sonnenuntergang wieder im Stall sein, mussten wir nachmittags rechtzeitig aufbrechen. Wir sollten uns nach dem Glockenschlagen der Kirchturmuhre richten, so hörte ich meine Mutter noch rufen. Doch der Glockenschlag war oft unzuverlässig. Manchmal hörten wir die ersten Schläge nicht. So war es schon später als wir dachten. Dann trieben wir das Vieh immer erst bei Sonnenuntergang zusammen. Bei einer Wegstrecke von circa drei Kilometern durch das freie Feld war es oft schon dunkel, wenn wir mit der Herde zu Hause ankamen. Die Zeit des Melkens war dadurch überschritten. Gar manchmal hatte das einen „strammen“ Hosenboden zur Folge gehabt.

Am schönsten aber war es, wenn zwei, drei oder mehrere meiner Schulkameraden dabei waren. Dann wurde auch ein Feuer entfacht und „abgekocht“. Pudding und Fertigsuppen waren so unsere Lieblingsgerichte. Im Reifertshain nahmen wir zum Kochen auch schon mal das Wasser aus dem Bach. Das war ja schön sauber und klar. Wenn eine Kaulquappe darin schwamm, wurde diese vorher herausgefischt. Am Ende gab es immer für jeden genug zu essen. Mit Ochsenchwanzsuppe, unserer Lieblingssuppe, war es auch ziemlich einfach. Diese ließ sich mit dunkler und fein gesiebter Erde schön „strecken“. Das hat uns nicht geschadet. Manchmal knirschten die Zähne dabei. Jeder Weidfahrttag wurde so zu einem schönen Erlebnis. Hatten wir besonderes Glück, dann wurde auch die Nachbarwiese gehütet. Unbeabsichtigt ließen wir die Herden sich mischen und gaben uns wichtigen Aufgaben hin. Zu diesen Aufgaben gehörte auch der Bau eines „Budchens“. Dazu wurden Gebiete, heute würde man Claims sagen, abgesteckt, wo man im Schutz einer Hecke seine Bude baute. Das machte die Gegenseite, die Hütejungen von der nachbarlichen Weide, auch so. Danach galt es, das eigene Häuschen zu verteidigen. Es wurden regelrecht Kämpfe ausgefochten. Man versuchte die Bude der „Gegenbande“ zu erobern und zu besetzen. Gleichzeitig musste der eigene Horst gegen Eindringlinge verteidigt werden. Dabei lernten wir schon in jungen Jahren, wie sich Konflikte entwickelten und wie wir sie am besten bewältigen konnten. Gar oft war ich auch bei den Verlierern gewesen, habe aber nie aufgegeben.

Aus Karl May Büchern oder durch die Winnetou Filme des Fernsehens, wussten wir, dass die Indianer zum Lösen eines Konfliktes mit den Weißen die Friedenspfeife rauchten. Mit Heckenlaub, in von uns selbst geschnitzte Pfeifen gestopft, taten wir das auch. Manchmal stanken die Pfeifen fürchterlich oder das Laub brannte gleich lichterloh. Da mussten wir Krieger einfach durch. Manch eine Bubenhose wurde nach einer intensiven Friedenspfeife heruntergelassen. Leichte

Magen- und Darmvergiftungen wurden so immer schnell wieder beseitigt und geheilt. Spätestens zu Sonnenuntergang mussten die Krieger sich endlich geeinigt haben. Dann half man sich wieder gegenseitig. Die eigenen Kühe galt es aus der großen gemischten Herde zu sortieren. Anschließend ging es in einer langen Reihe ganz gemächlich auf den gemeinsamen Nachhauseweg. Nur ganz selten wurden die Tiere schon vor dem Heimweg von Nachbars Weide geholt (sollten sie tatsächlich dort geweidet haben). Das war immer der Fall, wenn unverhofft der Feldschütz auftauchte. Den gab es damals in der 1960er Jahren in unserer Gemarkung noch. Der Feldschütz streifte tagsüber durch das Feld und achtete streng darauf, dass jede Kuh auf ihrer eigenen Wiese graste. Vor dem Feldschütz hatten wir alle einen riesengroßen Respekt. Kaum war er aber außer Sicht, dann ging alles wieder seinen gewohnten Gang und die Kühe weideten erneut auf Nachbars Weide.

Ich bin sehr gerne zur Weide gefahren und ein Hütejunge gewesen. Ich habe viele schöne Erinnerungen an diese Tage, an denen ich mit Kühen, meinen Freunden und der Natur alleine war.

Herbst

Der Herbst, diese schöne Zeit des Jahres, war im Eichelbachtal der 1960er Zeit besonders arbeitsintensiv ausgeprägt und wurde von den meisten Menschen auch so empfunden. Nach der Getreideernte begannen die Bauern schon früh mit dem Ausmachen der Kartoffeln. Eine aufwendige Ernte war das. Alle Familienmitglieder gingen morgens ins Feld zum Kartoffelhacken und Auflesen. Man blieb über Mittag draußen, um ja keine Zeit zu verlieren. Es sollten doch abends viele Säcke voller Kartoffeln nach Hause gefahren werden. Waren die Septembertage schön sonnig, dann war auch das Kartoffellesen schön. Manchmal war es noch richtig warm, so wie im Sommer. Die Arbeit ging meist gut von der Hand. Doch wehe, wehe, es gab mal Regentage. Dann wurde die Kartoffelernte für die Bauern zur Qual. Man harkte in der nassen Erde und musste die Kartoffeln regelrecht aus pühlen. Die Kälte zog jedem durch alle Glieder und man war froh, wenn der Tag um war. Dazu kam, dass die schweren und oft nassen Kartoffelsäcke noch am selben Abend in den Keller abgetragen werden mussten. Bei schon früh eintretender Dunkelheit war das oftmals kein Vergnügen. Was uns aber alle entlohnte, war das Kartoffelfeuer am Ende der Ernte. Das Kartoffelkraut wurde zusammengereicht und verbrannt. Die dabei noch gefundenen Kartoffeln durften wir Kinder aufspießen und im Feuer braten. Was war das für ein Schmaus! Was war das für ein Kartoffelgeschmack!

Dann endlich Anfang Oktober kam die Dreschmaschine ins Dorf. Beim Dreschen halfen sich die Bauern untereinander. Das bedeutete tagelange Arbeit für jeden. Die Dreschmaschine fuhr reihum von Hof zu Hof. Das ging mehrere Tage so. Je nach Größe des Betriebes wurde ein bis zwei Tage lang gedroschen. Die Dreschmannschaft bestand aus ungefähr 10 bis zu 12 Personen, abhängig von den örtlichen Gegebenheiten. Wo die Wege weit und die Stiegen auf den Dachboden steil und eng waren, da brauchte man die doppelte Anzahl „Sackträger“. Die Arbeiten waren eingeteilt in: Garben zutragen, einlegen, Strohballen abnehmen und wegschaffen, Getreide absacken und auf den Speicher tragen. Morgens um fünf Uhr ging es los. Bei uns im Dorf war es so gehandhabt, dass der Bauer, der die Dreschmaschine hatte, auch wecken musste. Dann standen er und seine Ehefrau um 4.00 Uhr auf und schlugen bei den Helfern mit einem Stock an die Dachrinne des betreffenden Hauses. Davon ist noch jeder wachgeworden. Die Männer wurden vor Dreschbeginn verköstigt. Das war das so genannte „Kaffeetrinken“. Dann fauchte

schon die Maschine und wehe, es war dann nicht jeder auf seinem Platz! Zum „Froisteck“ gab es die große Pause. Wurde über Mittag gedroschen, gab es auch ein deftiges Mittagessen. Trotz des vielen Staubes und der täglichen Mühsal war es eine schöne Zeit, wenn die Dreschmaschine im Dorf unterwegs war. Für uns Kinder und Jugendliche gab es immer etwas zu gucken und zu entdecken. Auch den „Scheunendreschern“ machte es Spaß, hauptsächlich dann, wenn die Arbeit getan war und man beim Essen, Kaffee- oder Schnapstrinken noch eine Weile in gemütlicher Runde beisammen sitzen konnte.

Nach der Dreschzeit kam die Rübenenernte. Jede einzelne Rübe wurde von Hand aus dem Boden gezogen, in eine Reihe gelegt, das Kraut abgestochen oder abgedreht. Die Blätter wurden direkt mit dem Vieh verfüttert. Die Rüben wurden von Hand auf den Wagen aufgeladen und eingekellert. Die Rübenenernte -meist Ende Oktober- wurde oftmals schon von den ersten Schneeschauern begleitet. Wir im unteren Teil des Eichelbachtals angesiedelt, sahen aus der Ferne die erste weiße Kappe auf dem Hoherodskopf sitzen. Das war ein Zeichen, dass der Winter sehr nahe war. Das merkte man auch an den kalten Händen, die es beim Aufladen der Rüben gab. Die Rüben abzuladen, war Aufgabe von uns Kindern. Das wurde über eine lange Rutsche durchs Kellerfenster in den Keller getätigt. Oftmals zog sich das Abladen bis lange in die Dunkelheit hinein.

Währenddessen hatte sich die Landschaft verändert. Das Laub färbte sich. Die Schwalben sammelten sich auf den Leitungsdrähten und flogen nach Süden. Das Laub fiel und unversehens war es November. Wer seinen Acker noch nicht mit der Winterfrucht bestellt hatte, musste sich nun sputen. Kam es doch vor, dass tagelange Regenfälle einsetzten, die unversehens in Schnee übergehen konnten. Manchmal wurde es im Eichelbachtal so schnell Winter, dass mancher Bauer gar die Aussaat seiner Winterfrucht verpasste....

Aber ja doch, die Dämpfkolonne war noch nicht da gewesen. Nein, „Pommes Frites“ wurden damit im Eichelbachtal nicht hergestellt! Diese kaufen die Leute heute im Aldi oder im Lidl. Die Geschäfte in denen man kaufen kann, was das Herz begehrt, gab es damals noch nicht. Die Dämpfkolonne kam von „oben herab“. Das heißt, sie kam von Breungeshain über Busenborn, Eschenrod und Wingershausen nach Eichelsachsen. Der Grund war, dass es in den höher liegenden Ortschaften früher einwinterte, als unten in den wärmeren Tälern. Die Dämpfkolonne musste mit Pferden von Hof zu Hof gezogen werden. In den 1960er Jahren übernahmen Traktoren diese Rangierarbeit. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hatte das Kartoffeldämpfen eine ständig wachsende Verbreitung gefunden. Als der Kartoffelanbau zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Landwirtschaft aufblühen ließ und fett gemästetes Schweinefleisch ein gutes Geld einbrachte, zog die Dämpfkolonne von Hof zu Hof. Unter Dampfdruck wurden Futterkartoffeln gegart und als Wintersilage (gleich: im Silo) eingestampft und eingesäuert. Der große Vorteil beim Dämpfen besteht darin, dass im Gegensatz zum Kochen keine Nährstoffe verloren gehen. Für die Kinder war es das letzte große Ereignis auf dem Bauernhof vor dem Winter. Wenn die Dämpfkolonne in den Hof fuhr, scharte sich schnell eine ganze Traube an das Förderband, das die frisch gedämpften Kartoffeln in das Silo beförderte. Hier konnte man sich gut satt essen und manche bekamen nicht genug von dem heiß begehrten Schweinefutter in ihre kleinen Mäuler hinein.

Zwischen den zeitraubenden rein landwirtschaftlichen Arbeitsgängen des Herbstes musste auch noch das Obst geerntet werden. Das waren Zwetschgen und hauptsächlich die Äpfel. Die Zwetschgen wurden zu Honig verkocht. Das geschah im Keller im großen Kessel. Stundenlang wurde hier das „Hoink“ gerührt. Gab es keine oder nur wenig Zwetschgen, fehlte uns Menschen auf dem Land in den 1960er Jahren der Brotaufstrich. Mit den Äpfeln war es ähnlich. Diese brauchte man als Lageräpfel für den Winter zum Backen und Kochen. Die Fall- und Kelteräpfel waren besonders begehrt. Diese wurden geschüttelt, aufgelesen, gekeltert und zu Saft und Apfelwein vergoren. Für viele waren das in den 1960ern die einzigen Getränke, die sie für die lange Winterszeit vorrätig halten konnten. Gab es keine Äpfel, dann gab es auch keinen Apfelsaft und keinen Apfelwein.

All diese intensiven landwirtschaftlichen Arbeiten des Herbstes scheinen heute fast vergessen zu sein. Sie gehören untrüglich der Vergangenheit an, obwohl diese Zeit gerade erstmal 50 Jahre her ist. Die Erinnerung daran lebt weiter in den Personen, die das selbst so noch erlebt haben. Lediglich die Apfelernte ist in ihrem Rhythmus so oder so ähnlich geblieben. Viele Menschen setzen auch heute noch ihren Apfelwein selbst an. Manchmal wird auf einer Kirmes auch noch eine Dämpfkolonne gezeigt, die in Betrieb ist. Auf großen Höfen oder Domänen gibt es Dreschfeste, die von Vereinen gestaltet werden. Hunderte von Menschen besuchen diese Feste. Doch das alles spiegelt nicht die Wirklichkeit der 1960er Jahre wider.